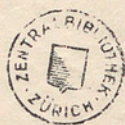


Nekr

F
88

DR. ROLAND FLEINER

1891 — 1952



Nekr F 88

Erinnerung

an

DR. ROLAND FLEINER

28. Juli 1891 — 14. Februar 1952

G 1807
Dr. F. Brückhardt

z.

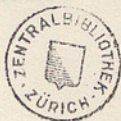
№ 7 11

Erinnerung

an

DR. ROLAND FLEINER

28. Jan 1921 — 14. Februar 1922





Norman Stein

*Der Gattin und den Kindern
des Verstorbenen
gewidmet*

DR. ROLAND FLEINER

Diese Gedenkschrift enthält:

I

Abschiedsworte bei der Abdankung

Aus Nachrufen der Presse

Auszüge aus Beileidsbriefen

II

Dr. Roland Fleiner spricht zu uns;
zwei Proben seines geschriebenen Wortes:

Das Wallis

Erinnerungen an Rom

Abschiedsworte
gesprochen am Samstag, den 16. Februar 1952
bei der Abdankung in der Katholischen Kirche
Küsnacht am Zürichsee

Aus dem Priesterwort von HH. Vikar Albert Gruber

In Christo liebe Trauerfamilie!

Sehr verehrte Trauerversammlung!

«Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!»

Diese Worte unseres Heilandes und Erlösers Jesus Christus, die er in seiner schweren Leidensstunde am Ölberg gebetet hat, möchte ich mit grossen Lettern über diese Stunde der Trauer setzen, in der wir die sterblichen Überreste unseres lieben, christlichen Mitbruders

DR. ROLAND FLEINER

der geweihten Erde übergeben.

Auffallend häufig mahnt der Herr über Leben und Tod, zum Sterben bereit zu sein! So ruft er uns im Gleichnis von den wachsamem Knechten zu: «Haltet Euch bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet!» (Luc. 12, Vers 40). Im Gleichnis von den 10 Jungfrauen sagt er: «Wachet also, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde!» (Matth. 25, Vers 13). Diese Mahnungen des Herrn sind keine leeren Worte.

Immer wieder werden sie durch Tatsachen und Ereignisse bestätigt. Vor einer solchen Tatsache stehen wir heute.

Wie ist doch unser lieber Mitbruder, Dr. Roland Fleiner, so rasch und unvermutet gestorben!

Wie jeden Tag, so ging er auch am vergangenen Mittwoch im Namen Gottes und frohen Mutes an die Arbeit; nicht ahnend, dass dies sein letzter Arbeitstag sein werde, — nicht ahnend, dass auf dem Heimweg der Tod auf ihn lauere, — nicht ahnend, dass er als ein toter Mann heimkehren werde.

«Nur ein Schritt ist zwischen mir und dem Tod!» hat König David einst gesprochen.

Sehr verehrte Trauerversammlung!

Tiefer Schmerz und aufrichtige Trauer ergriff uns alle, da wir in den frühen Morgenstunden des Donnerstag die Kunde vernahmen: Herr Dr. Roland Fleiner ist an einem Herzschlag gestorben!

Jedermann war sich bewusst, dass damit eine Seele ihr Ziel erreicht hat, die in ihrem ganzen Leben die Bahn des Glaubens und des Guten treu gewandelt ist.

Er war ein Mann des Glaubens! Einer gläubigen Mutter frommer Sinn, die heute im hohen Alter von 87 Jahren um ihren Erstgeborenen trauert, hatte dieses Kleinod in die damals zarte Kindesseele hineingepflanzt. Der Glaube ist mit ihm gross und stark geworden. Der Glaube war ihm alles. Er liebte ihn, er kämpfte für ihn, er war stolz auf ihn! Es war deshalb auch seine besondere Sorge, dieses höchste Gut seinen Kindern zu vermitteln. Sein ganzes Tagewerk war durchdrungen von religiöser Weihe, die ihn froh und glücklich machte.

Immer besorgt für die Seinen und deren zeitliches Fortkommen, stand für ihn selbst das Ewige im Vordergrund. In gar manchen Leiden und Prüfungen, die Gottes unerforschliche Weisheit ihm zudedacht hatte, lernte er es, irdische Güter und irdisches Glück nach ihrem wahren Wert einzuschätzen, *sub specie aeternitatis*.

Aus dem Glauben heraus ging der Verstorbene auch den Weg des Guten, nach allen Seiten hin Güte, selbstlose Güte spendend.

Der Tod scheint dem Menschen alles zu nehmen, was er hier auf Erden besessen hat; doch eines kann er ihm nicht rauben: das Gute, das der Mensch auf Erden getan! Deshalb heisst es in der geheimen Offenbarung: «Selig sind die Toten, die im Herrn sterben; von nun an, spricht der Geist, sollen sie ausruhen von ihren Leiden, und ihre Werke folgen ihnen nach» (Offenbarung 14, 13). Wenn ein Mensch mit solchem Reichtum an guten Werken vor Gottes Gericht treten kann, dann darf er auch hören, was Christus im Gleichnis gesagt: «Wohlan, du guter und getreuer Knecht, weil du über weniges getreu gewesen bist, will ich dich über vieles setzen; geh' ein in die Freude deines Herrn!» (Matth. 25, 23).

Liebe Leidtragende!

Sehr verehrte Trauerversammlung!

Wir müssen heute einen Mann zu Grabe tragen, der nach menschlichem Ermessen in Familie und Beruf noch Wertvolles und Grosses hätte leisten können. Da fällt es schwer, sich in den Willen Gottes zu fügen und zu beten: «Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!» Da wollen sich unsere Gedanken gegen das Schicksal aufbäumen. Doch, hören wir, was Gott selbst in solchen Stunden zu uns spricht: «Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken!»

Daraus ergibt sich eine heilige Mahnung. Menschengedanken sind so leicht Gedanken der Schwäche. Wir fürchten das Leid, den Schmerz, den Tod. Wir beten lieber: «Erlöse uns von dem Übel», als «Dein Wille geschehe!» Wir klammern uns an diese Erde und schauen gar nicht oder doch zu wenig über das Irdische hinaus. — Gottes Gedanken sind Gedanken der Stärke. Er hält den Gang der Natur nicht auf, weil er uns Aufgaben stellen will, an denen wir wachsen sollen. Er führt uns durch das Leid, um uns reifer und stiller zu machen. Wer immer im Leiden die Führung

Gottes zu erkennen vermag und sich in seinen heiligen Willen fügt, der wird auch immer jenen Trost erfahren, den Gott jedem schenkt, der sich von ihm leiten lässt.

Machen Sie also, liebe Leidtragende, Gottes Gedanken zu den Ihrigen, indem Sie das schwere Leid in Ergebenheit tragen. Dann wird der Allmächtige weiter helfen und wird lindern, was heute noch so wehe tut. — Ja, Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!

Sehr verehrte Trauerversammlung!

Im Namen der Trauerfamilie, der wir Alle unser tiefempfundenenes Beileid aussprechen, danke ich Allen, die dem lieben Verstorbenen im Leben nahe gestanden, ihm Gutes getan und ihn heute ehrend zur letzten Ruhe geleiten.

Gott möge diese Werke christlicher Barmherzigkeit überreich belohnen und uns alle vor schweren Heimsuchungen bewahren!

Dr. Roland Fleiner aber ruhe im Frieden des Herrn!

R. I. P.

Roland Fleiner wurde am 28. Juli 1891 in Zürich geboren. Er war der älteste der drei Söhne des hochbegabten, als Kunst- und Literaturkritiker weit über die Grenzen der Heimat bekannten Journalisten Albert Fleiner, der sich seine Gattin Ida — eine geborene Seiler — am Fusse des Matterhorns, aus dem grossen Kreis der Walliser Hotelierfamilie, erkoren hatte. Albert Fleiner, von dessen Geist, Geselligkeit, Kunstsinn und Belesenheit so vieles auf seinen Erstgeborenen überging, wurde 1902, im Alter von erst 43 Jahren, durch einen Herzschlag hinweggerafft, und zwar in der Stadt seiner Sehnsucht, im ewigen Rom, wohin er mit der Familie gezogen war, um von dort aus als Berichterstatter mehrerer Tagesblätter des deutschen Sprachgebietes eine Weltreise anzutreten. Der damals elfjährige Roland sah den geliebten Vater sterben, ein Erlebnis, so eindrucksvoll für den feinfühiligen Knaben, dass er zeit lebens auf eine ahnungsvolle Weise mit den Mächten der Ewigkeit verbunden blieb, als ob auf ihn die letzten Worte geprägt wären, die Hugo von Hofmannsthal den Tod in dessen Dialog mit Claudio sprechen lässt:

«Wie wundervoll sind diese Wesen,
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten,
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Und Wege noch im Ewig-Dunkeln finden.»

Sehr früh trat also die Verantwortung an Roland heran, sowohl seiner lieben Mutter gegenüber, die heute, leidgebeugt, im 87. Lebensjahr steht, als auch im Verhältnis zu seinen vortrefflichen Brüdern Max und Erich, die er in der Knabenzeit zwar nicht durch körperliche Überlegenheit — er war eher von zarter Konstitution —, wohl aber mit den geistigen Waffen einer damals recht scharfen

und doch wieder versöhnenden Ironie im Zaum zu halten verstand. Max ist seinem älteren Bruder nach schwerem, starkmütig getragenen Leiden am 6. Mai 1950 im Tode vorangegangen.

Nach glänzend bestandener Maturität an der Kantonsschule in Trogen widmete sich Roland Fleiner an den Universitäten Zürich und Heidelberg dem Studium der Rechte, mächtig angeregt durch seinen Oheim, Professor Dr. Fritz Fleiner, den grossen Staatsrechtslehrer, wofür seine Doktorarbeit über die «Einflüsse von Staatstheorien der Aufklärungs- und Revolutionszeit in der Schweiz» ein beredtes Zeugnis ablegt. Diese rechtshistorische Dissertation fand den besonderen Beifall von Professor Dr. Max Huber, nicht nur auf Grund der Klarheit des gedanklichen Aufbaues, sondern ebenso wegen der reifen, vornehmen Sprachkunst und einer Darstellungs-gabe, die den vielfältigen Zusammenhang des verfassungsgeschichtlichen Geschehens visionär durchschaut und erhellt.

Bald sieht sich Roland Fleiner vor die Wahl gestellt, entweder in die Fusstapfen seines Vaters zu treten und Zeitungsmann zu werden, wozu ihn innere Neigung und starke Begabung treiben, oder aber die juristische Laufbahn zu ergreifen, die ihn ebenfalls lockt. Er entschliesst sich für das letztere, nachdem der damalige oberste Leiter des Blattes, dem Roland seine Dienste anbot, in bezug auf wesentliche Fragen religiöser Lebensführung nach eigenem Gutdünken Bedingungen zu stellen wagte, die der standfeste junge Akademiker aus Treue zu sich selbst nicht annehmen konnte. Seine weite, weise und warme Toleranz ging nie so weit, dass er sich einen Einbruch in höchstpersönliche Überzeugungen und Anschauungen hätte gefallen lassen.

Im Advokaturbureau Keller-Wüest und in der Rechtsabteilung der Schweizerischen Kreditanstalt absolvierte Dr. Roland Fleiner sein Praktikum, um hernach — im Jahre 1920 — als Mitarbeiter des Zürcher Rechtsanwalts Dr. Hans Giesker acht Jahre lang eine ihn innerlich fesselnde, beruflich und menschlich überaus lehrreiche Fürsprecherpraxis auszuüben.

Um die gleiche Zeit schloss er den Ehebund mit Agnes Gmür aus Schänis, die ihm bis zu seinem Tode eine frohmütige, mit-

fühlende, treulich besorgte Lebensgefährtin war. Der tiefgegründeten Lebensgemeinschaft entsprossen vier Kinder, zwei Töchter, Esther und Suzanne, sowie zwei Söhne, Albert und Thomas Martin. Sie wurden des Vaters Stolz und eine reiche, immer reicher fließende Quelle beglückender Freude und Zärtlichkeit für ein Gemüt, das der Liebe im Geben und im Nehmen bedürftig war.

Als dem Verstorbenen im Jahre 1928 die Direktion der E. G. Portland anvertraut wurde, eröffnete sich ihm ein grosses Feld geschäftlicher, handelsrechtlicher und wirtschaftspolitischer Tätigkeit. Er setzte sich mit nie erlahmender Energie und rastloser Hingabe für die bedeutende Aufgabe ein, die man ihm in richtiger Erkenntnis seiner aussergewöhnlichen Fähigkeiten übertragen hatte.

Wie war es möglich, dass der Verstorbene neben seiner umfassenden, anspruchsvollen beruflichen Wirksamkeit und seiner weithin helfenden Sorge für die engere sowie die weitere Familie und deren Unternehmungen noch Zeit fand für Künstlerisches und Kulturelles, für die Pflege des Schönen, für den kultivierten Umgang mit Menschen aus den verschiedensten Kreisen und mit Büchern aus mannigfaltigen Gebieten der Geistesgeschichte und der Poesie? Nur eine reiche, im besten Sinne vitale Natur war imstande, so vieles zu umgreifen, ohne der Gefahr eines verflachenden Vielerlei-Dilettantismus zu erliegen. Aber die Intensität und Extensität seiner Arbeit, seines Denkens, seines Ein- und Mitfühlens zehrten doch am Mark der Lebenskraft dieses sich verschenkenden, restlos Vertrauen erweckenden Menschen. Der Traum, sich dereinst beschaulich zu den geliebten Blumen seines Gartens und den andächtig gehüteten Büchern der stimmungsvollen, herrlichen Bibliothek in seinem gastfreundlichen Küsnachter Heim zurückziehen zu dürfen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Schöpfer hat ihn unerwartet — weniger vielleicht für ihn, den Ahnungsvollen, als für seine Mitmenschen — zu sich genommen, in die Beschaulichkeit der ewigen Gottseligkeit und des nie verwelkenden Blühens hinein. Vor wenigen Wochen noch schrieb er an einen Freund, es beschäftige ihn das folgende Wort seines grossen Lieblingsheiligen Franz von Sales:

«O wundersame und kostbare
Unruhe des menschlichen Herzens!
O meine Seele, sei immerdar ohne
Rast und Ruhe auf dieser Erde,
bis Du die frisch sprudelnden Wasser
des unsterblichen Lebens und die
hochheilige Gottheit gefunden, die
allein Deinen Durst löschen und Deine
Sehnsucht zu stillen vermögen.»

Im Namen der «Renaissance», des Club Felix, der Bibliophilen Gesellschaft sowie der von Roland Fleiner präsierten Gesellschaft der Freunde der «Schweizer Rundschau», im Namen auch des Verwaltungsrates des Seilerschen Hotelunternehmens in Zermatt sei hier der Dank für alles ausgesprochen, was der Verstorbene in selbstloser Gesinnung und edelster Gesittung für diese Vereinigungen getan hat.

Ein besonderes Wort sei dem Wirken Roland Fainers für die «Schweizer Rundschau» gewidmet. Als Student hatte er sich der damals ins Leben gerufenen «Renaissance» angeschlossen, aus deren Mitte etwas später die Initiative hervorging zur Neugestaltung der «Schweizer Rundschau», unter der Ägide eines Heinrich Federer, eines Dr. Ludwig Schneller und — Roland sprach diesen Namen stets mit betonter Liebe und Verehrung aus — eines HH. Professor Pater Paul de Chastonay, mit denen er in herzlicher Freundschaft verbunden war. Universelles Geistesleben aus umfassender katholischer Schau verstehen und vertiefen zu helfen, war ihm ein hohes Anliegen, das er mit der unnachahmlichen Höflichkeit seines Herzens und seiner Haltung, mit der bezaubernden Eleganz und Schönheit seines geschriebenen wie auch gesprochenen Wortes zu verwirklichen trachtete. Wenn es noch vor wenigen Wochen gelang, die «Schweizer Rundschau» als führende, in allen intellektuellen Kreisen angesehene Kulturzeitschrift der katholischen Schweiz nicht nur zu erhalten, sondern auf eine neue, wirtschaftlich solide Grundlage zu stellen, so ist dies im wesentlichen Dr. Roland Flei-

ners Verdienst. Dafür kann ihm die geistige Elite unseres Landes, weit über den Bereich des religiösen Bekenntnisses hinaus, nicht genug dankbar sein.

Der Verstorbene war ein begnadeter, ein einmaliger Mensch, *begnadet* durch Anlagen, die eine besonders glückliche Mischung des guten alten Aargauer Blutes der Fleiner-Zschokke mit dem leidenschaftlichen, naturwüchsigen Walliser Temperament der Seiler-Cathrein in seine Wiege gelegt — *einmalig* durch die Art, wie Roland Fleiner diese Veranlagung zu entwickeln, den bodenständigen Wirklichkeitssinn mit sensibler Geistigkeit und geradezu divinatorischer Intuition zu harmonisieren wusste, aus einer angeborenen, im weitesten Sinn zu verstehenden Musikalität heraus. Bach, Mozart, Beethoven und Schumann waren seine Lieblinge in der Tonkunst. Bezeichnend genug für Rolands Wesensart: Bach als Sinnbild des geläuterten Ethos, das in einem kindlich frommen, männlich starken Glauben und Gottvertrauen wurzelte, Mozart als Kündler des tief Menschlichen, als Inkarnation der gelösten, vollendeten Grazie und jener geistvollen, feinen Ironie, die um die Mundwinkel und Augenbrauen des Verstorbenen zu blitzen pflegte und auch dem schwersten Problem das bleierne Gewicht zu entziehen imstande war, Beethoven als Symbol für den Aufschwung des kämpfenden Gemütes zu den hohen, himmlischen Bergen, von denen das Heil kommt, und Schumann als Ausdruck einer dem ganz Innerlichen zugekehrten, vom Drang nach dem schönen Empfinden erfüllten Romantik — ein besonders köstlicher Wesenszug des heimgegangenen Humanisten, der gelegentlich irgendwie an die Gestalten und an die Zeiten der ritterlichen Minnesänger gemahnte.

Die Familie und die vielen Freunde des Verblichenen sind durch den plötzlichen Tod ihres unersetzlichen Roland Fleiner ärmer und zugleich reicher geworden, ärmer, weil seine körperliche Gegenwart, von der so viel Charme und Güte und Esprit ausging, hienieden unwiederbringlich abhanden gekommen ist, reicher, weil seine geistige Präsenz jetzt und immerdar aus einer weit höheren Dimension auf uns einwirkt und herniederstrahlt, weil wir des Dankes übertoll sind dafür, dass der Spender alles Guten uns

diesen seltenen Freund, diesen grundgescheiten und grundgütigen Mann, diesen weiten und warmen Menschen eine Weile lang als vertrauten Weggefährten geschenkt. Gott habe ihn selig!

Dr. h. c. *Max Wassmer*

In meiner Eigenschaft als Präsident der E. G. Portland habe ich die schmerzliche Pflicht, der Trauerfamilie und der Trauergemeinde das tiefe Beileid auszusprechen im Namen der Herren und der Fabriken der E. G. Portland und der AG. Kalk und der Angestellten.

Im Jahre 1928 ist Dr. Fleiner als Geschäftsleiter und Direktor der E. G. Portland gewählt worden. Er kam damals als bestempfohlener, junger Jurist zu uns. Erst später haben wir festgestellt, dass Dr. Fleiner schon von Hause aus mit der Cementindustrie verbunden war — sein Grossvater war 1856 der Gründer der ersten Cementfabrik in Aarau.

Als Direktor der E. G. Portland hatte er die Beschlüsse der Genossenschaftler-Versammlung und des Vorstandes zur Durchführung zu bringen. Diese Aufgabe hat ihn in enge Verbindung gebracht mit den Mitgliedern der E. G. Portland und der AG. Kalk einerseits, mit den Organen des Händler-Verbandes und der Handelsgenossenschaft, mit weiteren Abnehmern, wie es die grossen Kraftwerke, Flugplätze usw. sind, mit den Behörden und vielen weiteren Organisationen andererseits. Bei dieser vielseitigen Tätigkeit kamen ihm sein juristischer Scharfsinn, seine rasche Auffassungsgabe und sein Geschick im Verkehr mit seinen Mitmenschen sehr

zustatten. Er war immer bestrebt, jede Aufgabe rasch, aber gewissenhaft zu erledigen. Er war deshalb nicht nur in der E. G. Portland und der AG. Kalk, sondern überall dank seiner Intelligenz und Gewandtheit sehr angesehen. Er hatte auch die Gabe, mit den verschiedensten Leuten Verhandlungen zu führen. Mit seinem Personal stand er in bestem Verhältnis. Er war für sie ein gerechter, sozial empfindender Vorgesetzter.

Da Dr. Fleiner über ausserordentliche Fähigkeiten verfügte, wurden ihm verschiedene weitere Mandate zugewiesen. Er war auch Direktor und Geschäftsführer der AG. Kalk, Verwaltungsrat der Betonstrassen AG., Verwaltungsrat der AG. f. i. F. und der Cementfabrik Vernier sowie Geschäftsführer mehrerer der E. G. Portland angegliederten Gesellschaften. Alle diese Mandate hat er mit bekannter Umsicht und Zuverlässigkeit zur vollen Zufriedenheit der E. G. Portland erfüllt.

Dr. Fleiner war aber nicht nur ein scharfsinniger Jurist, er war aufgeschlossen für alles Schöne, Geistige, Kulturelle. Er besass eine begnadete Verbindung zur schönen Literatur und zur Kunst. Sein geistreicher Charme kam nicht nur in privaten Gesprächen zum Ausdruck, er strahlte ihn auch aus bei allen geselligen Anlässen, die er mit gediegenem Humor vorbereitete und zur Durchführung brachte. Mit feiner, innerer Anteilnahme hat er sich stets eingesetzt, wenn ein Mitglied der E. G. Portland einen besondern Tag zu feiern hatte. Es herrschte auch immer enge Verbundenheit zwischen Dr. Fleiner und seinen Vorgesetzten. Das Verhältnis vom Präsidenten zum geschäftsleitenden Direktor war besonders angenehm, war er doch immer bemüht, die vielgestaltige Arbeit des Präsidenten durch gute und seriöse Vorarbeit zu erleichtern.

Sein plötzlicher Tod hat uns alle überrascht und bestürzt. Er ist aus seinem grossen Tätigkeitsfeld unerwartet abberufen worden und hinterlässt eine schmerzliche Lücke. Wir verlieren in ihm nicht nur den initiativen, umsichtigen und treuen Geschäftsmann, sondern auch den klugen und feinen Menschen und Freund.

Ich versichere die Hinterlassenen, dass wir dem Verstorbenen ein dauerndes und ehrendes Andenken bewahren.

40 Jahre sind im menschlichen Leben eine lange Frist.

Vor 40 Jahren trafen sich im Zunfthaus zur „Saffran« an einem Abend der Renaissance-Gesellschaft zwei junge Leute, beide bereit, nach einem humanistischen Gymnasium sich juristischen Studien zu widmen. Beide hatten früh ihre Väter verloren und waren von der sorgenden Liebe ihrer Mütter begleitet.

Der ältere war Roland Fleiner, Sohn des Redaktors und Schriftstellers Albert Fleiner und Neffe eines angesehenen Rechtsgelehrten, der damals noch in Heidelberg den Lehrstuhl für Staats- und Verwaltungsrecht inne hatte.

Diese persönliche Bindung war so stark, dass zuerst Roland Fleiner und nach ihm sein junger Freund nach Heidelberg übersiedelten, und dass beide sich später einer staatsrechtlichen Aufgabe zuwandten.

Aber das Berufsstudium war nicht die einzige Grundlage solcher Freundschaft. Im gastlichen Heim seiner verehrten Mutter an der Freiestrasse wurde manche Nacht über ernste und heitere Probleme diskutiert. Roland Fleiner verwaltete auch das geistige Erbe seines Vaters. In jungen Jahren gab er dessen nachgelassene Schriften heraus. Dann sah man ihn als Beobachter und Berichterstatter in Brig, als der Peruaner Chavez die Welt mit seinem ersten Alpenflug überraschte und dabei den Tod fand.

Damals schon träumte Roland davon, sein grosses Wissen um Menschen und Dinge zu erweitern, nicht zuletzt durch Reisen in fremde Länder. Später wusste er lebhaft und anschaulich zu berichten von Rom, Sizilien, Holland, Amerika und Ägypten.

Nach kurzer Anwaltstätigkeit eröffnete sich ihm in der Cementindustrie, in der sein Grossvater tätig gewesen war, die Möglichkeit, auf dem Gebiete der Wirtschaft sich praktisch zu betätigen. Die Probleme, die sich ihm hier stellten, bemeisterte er mit dem Rüstzeug eines grossen Wissens und Könnens.

Neben aller grossen Arbeit im Beruf und in Verbänden blieb er sich selber treu in der Fürsorge für die Seinen und für alle die, welche seine Freunde waren oder sich hilfeschend an ihn wandten.

Mit dem Altherren-Verband der Renaissance fühlte er sich stets verbunden, und seine Ideale hat er immer hochgehalten. Auch der Club Felix hatte in ihm einen tatkräftigen Gönner und Förderer.

So darf ich seiner lieben Familie im Namen der Renaissance-Gesellschaft, des Club Felix und seiner Freunde unser tiefempfundenen Beileid aussprechen.

Dir aber, lieber Roland, danke ich für alles, was Du je für uns getan.

Der liebe Gott, der ewige Richter, möge es Dir reichlich vergelten.

Wir haben einen guten und lieben Mann begraben. Mir war er mehr; er war mein Bruder.

Nachrufe aus der Presse und Auszüge aus Beileidsbriefen

Dr. *Siegfried Streicher* in der «Schweizer Rundschau»

Was ist der Mensch, was ist das Leben?! Nie erschien uns irdische Hinfälligkeit hinfälliger. Nie wurden wir tiefer berührt von der bitteren Wahrheit so vieler Sprichwörter, die herb und drastisch den Schnitter Tod charakterisieren. Am Dienstag berieten wir mit Dr. Roland Fleiner über das Wohl und Wehe unserer Zeitschrift, Donnerstag traf uns die Schreckenskunde seines Sterbens, und am Samstag deckte bereits die Erde ein frisches Grab, alles in ein und derselben Woche. Das Land Grau in Grau, leichter Schneefall, als gelte es, das Tuch der Ewigkeit ein für allemal über alles Zeitliche zu werfen. Trauer ohne Mass und Grenzen in der Natur wie in den Herzen.

Tag und Jahr sind uns entfallen, da wir Dr. Roland Fleiner zum erstenmal begegneten. Aber lang voraus erreichte der Name des Heimgegangenen unser Ohr. Dieser Name besass für uns Junge einen besondern Klang. Er verkörperte eine kostbare, nicht sehr häufige Verbindung von Geist, Kultur und Katholizität im weitesten Sinne dieses Begriffes. Wir wussten: Dr. Fleiner zählte mit Federer, Dr. Schneller und Dr. Korrodi zu der Gründergruppe der Renaissance; eine glänzende publizistische Laufbahn im liberalen Lager war aus Gewissensgründen ausgeschlagen worden; man sprach immer wieder von seinen Aufsätzen und Causerien, vorzüglich in Stil und Gehalt.

Jahrzehnte später durften wir dem Menschen Fleiner persönlich näher treten. In Kilchberg, dem Ort, wo C. F. Meyer ruht, dessen hohe Form so stark in Fleiner lebte; in dem Heim in Küsnacht, in dem er sich auf das kommende beschaulichere Alter einzurichten schien; vor allem in den vielen Ausschussitzungen der «Schweizer Rundschau».

Immer wieder versuchten wir sein Antlitz geistig nachzuzeichnen. Mit welcher Kongruenz hatte sich hier die Seele ihren Leib erbaut! Dieses Auge, das dem Worte immer weiter voraus zu eilen schien und so, stumm aufmunternd, prüfend und Übereinstimmung heischend, den Raum der geistig-seelischen Beziehung bereits absteckte. Wie sehr konnte es, dieses Auge, Seele vermitteln, Wärme, eine feine Schalkhaftigkeit, die sich dem Antlitz mitteilte und es gütig und menschlich machte. Seine Stimme beruhigte, wenn Dr. Fleiner sprach; sie weckte Mut und Hoffnung, es war, als ob sie etwas zaudernd, unlaut, gleichsam nebenbei sich ihrer geistigen und seelischen Lasten entäusserte. Weit war die Spannung, die das Geheimnis seiner Persönlichkeit ausmachte. Dieser Mensch, der als Direktor der Portland E. G. es mit dem härtesten Stoff, dem Cement, zu tun hatte, der gewiss um die Härten des modernen Wirtschaftslebens wusste, er las mit Vorliebe Stifter und Gedichte, liebte über alles Blumen, die er in Fülle und seltenen Arten in seinem Garten hegte und pflegte.

Dieses Gütige, Feine, Unlaute und Kultivierte seines Wesens, eine Art unausgesprochener religiöser Grundstimmung, war es, was die Menschen in den Bann von Dr. Fleiner zog und faszinierte. Er war bei all dem kein flauer und lauer Schönredner. Seine Urteile konnten ebenso scharf wie klar lauten. In der Debatte musste er ein gefürchteter Gegner sein. Hinter dem Humanismus und der Kultur seines Herzens wachte ein heller Geist, der wohl unterscheiden und seine Meinung klug, ja unwiderstehlich formulieren konnte. Das mochte auch der Grund sein, dass der Schreibende besonders gern sich von Dr. Fleiner gelesen und beurteilt wusste, ja dass es ihm schwer fällt, auf dessen Widerhall fortan zu verzichten.

An dieser Stelle gilt unser Dank und unsere Trauer vor allem auch dem Vorsitzenden der Gesellschaft der Freunde der «Schweizer Rundschau». Der Tod von Dr. Fleiner bleibt ein unermesslicher Verlust. Dass unsere Zeitschrift nunmehr bei Börsigs Erben erscheint, ist in erster Linie das Verdienst von Dr. Roland Fleiner. Er hat, in Verbindung mit Dr. Franz Seiler, die Verhandlungen in die Wege geleitet und fortgeführt bis zum guten Ende. In diesen Wochen und Monaten zeigte es sich, dass Roland Fleiner wirklich mit Leib und Seele an unserer Zeitschrift hing und sein ganzes Ansehen für deren Erhaltung in die Waage legte. Soweit wir uns zurückerinnern, in jeder unserer Ausschusssitzungen und Tagungen hat er, kritisch und anregend, die Sache der «Rundschau» gefördert und gepflegt und warm zu seiner eigenen gemacht. Mit Nationalrat von Matt, Regenz und Professor Gisler, Dr. Schneller und Professor de Chastonay wird er als einer der Schutzhelfer in die Geschichte unserer Zeitschrift eingehen. Sein Andenken kann an dieser Stelle nicht besser geehrt werden, als durch den festen Willen, die Weite der Gesichtspunkte, die Tiefe der Weltbetrachtung, die universelle Art der Katholizität wie die nicht nur literarische Kultiviertheit des Menschen und Freundes Dr. Roland Fleiner in der «Schweizer Rundschau» wie ein Testament von seiner Hand nach Möglichkeit zu vollziehen.

Ein feines Instrument des Göttlichen verstummte, äussere Form zerbrach, die innere, geistige bleibt unzerstörbar. Frühling liegt in der Luft, Auferstehung! Sie gedeihe Dir und mir und uns allen, die wir das Unbegreifliche dieses raschen Sterbens noch immer nicht ganz fassen können.

Theodor Gut in der «Zürichsee-Zeitung»

Mitten aus dem Leben und der Arbeit, ohne eine Stunde vorangegangener Krankheit oder auch nur Unpässlichkeit, ist gestern Mittwochabend Dr. Roland Fleiner seiner Familie, seinen Freunden

und seinem Wirkungskreis entrissen worden. Er starb, 60jährig, an einem Schlaganfall, der ihn auf der Heimkehr im Eisenbahnzug traf.

Als Direktor der E. G. Portland stand Dr. Fleiner — von Haus aus Jurist und Rechtsanwalt — in einem Zentrum der Wirtschaft; wer ihn an der Arbeit gesehen hat, weiss, in welcher hohen Masse er die Zusammenhänge beherrschte, in welcher überlegener Weise er urteilte, Stellung bezog und die ihm anvertrauten Gesamtinteressen der Cement-Industrie umfassend wahrnahm. Niemand konnte ihm die persönliche Achtung versagen, denn kein noch so hartnäckiger Kampf hätte je vermocht, ihn von der Linie der ihm angeborenen Noblesse abzudrängen.

Sohn des ehemaligen begabten Redaktors Albert Fleiner und Neffe des grossen Staatsrechtslehrers Prof. Fritz Fleiner, mütterlicherseits aus der berühmten Walliser Hotelierfamilie Seiler-Zermatt stammend, war der Verewigte ein an Kultur reicher, durch Veranlagung begnadeter Mensch. Was immer Anspruch besass auf den Begriff geistig, hatte seine Teilnahme, begonnen bei der Literatur und Kunst — er war begeisterter Kenner der Antike und Renaissance — bis zur Bibliophilie, die ihm Erholung bedeutete. Etwas vom besten und schönsten an Dr. Roland Fleiner war die Art, wie er seinen bedeutenden Intellekt mit einer charmanten Romantik verband, seine unbedingte Charakter- und Standfestigkeit mit einer wahrhaft aus der Gesinnung kommenden Toleranz. Frau und Familie war er zutiefst verbunden und ergeben, als Freund einmalig, ein Mensch, von dem jene Eigenschaft ausstrahlte, die der Apostel als «die Grösste unter ihnen» bezeichnete: die Liebe.



Die Trauerfeier für Dr. Roland Fleiner vom vergangenen Samstag in der katholischen Kirche Küsnacht wurde zu einer Dokumentation ehrlicher und hoher Wertschätzung für den seinem Kreis früh und so plötzlich entrissenen Mann. Nach einem packenden Orgelvorspiel (Bach) von Organist Gutmann und der an-

sprechenden Predigt von H.H. Vikar Gruber würdigten nacheinander die Herren Dr. *Franz Seiler*, Präsident des Schweiz. Hotelier-Vereins, Dr. h. c. *Max Wassmer*, Präsident der E. G. Portland und Nationalrat Dr. *Carl Eder* (Thurgau) die Persönlichkeit des Verewigten — den Menschen, den Berufsmann, den Freund. Die kurzen, schönen Voten ergaben das Bild eines Mannes, der in seltener Synthese juristische Klarheit, wirtschaftlichen Verstand und hartnäckige Tüchtigkeit mit vornehm-humanistischem Wesen, mit Charme und künstlerischer Intuition verband. Das Martha Stierli-Quartett ergriff die Hörer durch zwei prachtvolle Vorträge (Mozart und Haydn); die vollbesetzte Kirche zeugte von der Verbundenheit mit dem Toten, und zwar ohne Unterschied, ob es Männer aus der Industrie, Gelehrte, Militärkameraden oder Studienfreunde, Katholiken oder Reformierte waren; die Gediegenheit und Güte Roland Fleiners hat Bindungen geschaffen und Kraftfelder erzeugt.

Auszüge aus Beileidsbriefen

«Roland Fleiner war ein gläubiger, seelisch vornehmer und geistig lebendiger, hochstehender Mensch. Gerade in den Kreisen der Wirtschaft sind solche Männer selten. Mit Umsicht und Eifer hat er sich besonders in den letzten Monaten für die „Schweizer Rundschau“ eingesetzt, und unsere letzte Besprechung, in der er noch voller Pläne war, galt diesem Anliegen.»

Dr. R. Gutzwiller.

«Herr Dr. Fleiner war einer jener im Wirtschaftsleben so seltenen Menschen, die eine klare Erkenntnis der prosaischen Realitäten des Geschäftslebens zu paaren wissen mit einer feinen Geistigkeit, die weiter reicht als unsere irdischen Erkenntnisse und die allein unser Wirtschaftsleben von dem zerstörenden Materialismus befreien kann, an dem unsere Zeit leidet.»

G. Steinmann.

«... das ist ja immer schwer definierbar und ersetzbar — das Total seiner Persönlichkeit, zu deren Merkmalen vor allem auch seine Güte, sein Charme und seine grosse Kultur gehörten. Ich weiss persönlich recht gut, wie er gerade über diese Eigenschaften und über seine hohe allgemeine Bildung den Weg fand zu gewichtigen Persönlichkeiten, die dann auch offenes Ohr hatten für seine, die E. G. Portland betreffenden Fragen.»

Theodor Gut, Alt-Nationalrat, Stäfa.

«Wie schwer muss der Verlust von Herrn Dr. Fleiner für die E. G. Portland sein! Er hat ihr mit ganzer Kraft gedient und mit einer Treue, die man heute weit herum suchen kann; seinen Gesprächen zuzuhören, war ein seltener Genuss! Herr Dr. Fleiner hatte ein erstaunliches Wissen und dazu eine grossartige Psychologie. Aber was mehr ist als alles: er hatte etwas, das man heute selten findet: Liebe zu den Mitmenschen, vor allem zu den Armen und Bedrückten. Im Gegensatz zu andern Mächten der Wirtschaft, hat Herr Dr. Fleiner nie das wirtschaftliche Protzendum hervorgekehrt; er hat viel dazu beigetragen, dass das Cementsyndikat in der öffentlichen Meinung wohl dasteht.»

Hans Bolliger.

«Das mit keinen Worten zu beschreibende liebe Wesen wird mir immer in tiefster Erinnerung bleiben.»

Ruedi Zurlinden.

«Noch klingt seine unvergessliche Lobrede auf J. P. Hebel in meinem Ohr, die mit jenem Zitat auf die *Vergänglichkeit* schloss, — und nun ist er der erste, den das Schicksal dafür ausersehen hat, die Wahrheit jenes grossen Gedichtes zu beweisen. Wie oft durften wir uns im Arbeitsausschuss der Schweizerischen Bibliophilen Gesellschaft seiner Gegenwart erfreuen, immer war er hilfsbereit, konzilient und so besonders uns Jüngeren ein leuchtendes Beispiel.»

Alfred Frauendorfer.

Dr. Roland Fleiner spricht zu uns

Zwei Proben seines geschriebenen Wortes:

DAS WALLIS

(Aus der Festschrift der Walliser Woche Zürich 1927)

Vor Zeiten begab es sich, dass im Goms, dem obersten Zehnten des Wallis, die Pest ausbrach. Furchtbar wütete die Krankheit unter dem Volke. Schwer wurde das Land heimgesucht. In dieser Not beschloss der Bischof zu Sitten väterlich, die Fastengebote, welche damals noch sehr streng waren, zu mildern. Da empörte sich die ganze Talschaft und zog gegen ihren Bischof ins Feld. Wie konnte der die Satzungen der Kirche aufheben? Wie konnte der noch rechtgläubig sein? Sie wollten auch in schwerer Not die Gesetze halten und fasten, wie es der Brauch war.

So meldet die Geschichte. Aber sei das nun Sage oder wahre Begebenheit, die Erzählung ist bezeichnend genug. Ein hartes und arbeitsames Volk besiedelt die Talschaft zwischen dem Quell der Rhone und dem Genfersee. Die Mühsale erhalten dieses Geschlecht recht eigentlich. Muss der nicht ein anderer Mensch sein als der Städter oder der Bauer des flachen Landes, dessen Ohr das Brausen des Sturmes und das Schäumen der Flüsse als warnende Zeichen der Elemente vernimmt? Da stürzen Lawinen, von den Bergen löst sich der Fels, über hohe, schwindlige Stege fließen die Wasser vom Gletscher den Niederungen zu, Firn und Gletscher arbeiten, eine strenge und gefahrvolle Einsamkeit umfängt den Wanderer auf der Höhe der Berge, und der leis fallende Schnee deckt sanft, aber eine trügerische Hülle, die Erde. Ja, wirklich, wer all das täglich erlebt, der wird in sich gekehrt und verschlossen, in dem werden ganz

neue Sinne wach, eine Witterung bekommt er, wie Gensien sie haben. Eine erhabene Ergriffenheit sammelt sich in ihm an vor dieser gewaltigen, furchtbaren Predigt, und es muss schon so sein, dass er eine heilige Ehrfurcht für das Walten des Gesetzes und eine Liebe zur Freiheit zugleich besitzt.

Wundersam, wie blaue Blumen und rote Blüten, muss über diesem Volke sein Glaube stehen. Geschehe, was geschehen mag, die Hand des Schöpfers aller Elemente ruht über ihm, wie die Hand des Vaters in der Nacht auf dem Haupt seines Kindes liegt. Die Bräuche der Kirche durchwirken seine Arbeit und seine Ruhe. Angefangen vom Aufsteh'n am Morgen bis zum Zubettgeh'n am Abend umweht dies Geschlecht das Gebet. Die Religion ist seine Poesie. Und so kann denn ein Weiler noch so klein, die Hütten mögen noch so nieder und vom Alter dunkel gebräunt sein: in der Mitte erhebt sich eine stolze und feierliche Kirche, in der das Volk alle seine Schätze zusammengetragen hat.

Eine Sage belegt den patriarchalischen Sinn des Wallisers. Es begab sich, dass drei Feen, erbost über das ungastliche Gebaren eines Gebirgsdörfleins, beschlossen, den Weiler durch einen Bergsturz zu vernichten. Da herrschte Jammern und Bitten. Die Feen versprachen dem versammelten Volke Schonung, wenn nur ein Gerechter sich unter ihnen fände. Betreten und scheu wichen alle zurück und richteten ihre Blicke auf den Pfarrer. Und siehe da, er trat hervor und erwies sich als der einzige Gerechte.

*

Begreift man es nun, dass der Walliser gegen den Fremden zunächst scheu und verschlossen ist? Er fühlt seine Eigenart und Besonderheit. Durch die geographische Lage ist das Wallis von der übrigen Schweiz abgetrennt. Das Gebirge hat zwischen dem Walliser und den übrigen Eidgenossen eine breite Mauer aufgerichtet, die beschwerlich und nur zur Sommerszeit zu übersteigen ist. Erst seit kurzem ist er durch Bahnen mit der andern Schweiz näher verbunden. Aber man muss ihn einmal gesehen und gekannt haben, wenn sein Gemüt sich aufgeschlossen hat.

Freude und Leid gewinnen ihren völligen Ausdruck erst in der Gemeinschaft. Da gibt es noch alte, überlieferte Tänze, die reigenartig auf dem Wiesengrund der Alpen zu einer besondern Musik gravitatisch ausgeschritten werden. Uralte Bräuche gelten noch heute, und bei Geburt, Heirat und Tod wird getafelt und dazu ein Käse aufgetischt, der oft hundertjährig ist und nur bei diesen Einschnitten des Lebens hervorgeholt wird. Sagen, die von Mund zu Mund überliefert werden — wer weiss, wann und wo sie entstanden sind — blühen auf und verklären Sitte, Brauch und Anschauungsweise des Volkes schwermütig und geheimnisvoll. Wenn die Rebe reift, erfasst dies Völklein festlicher Taumel. Ein sonniger, herbstlicher Himmel glüht, die beschneiten Gipfel der Berge leuchten ins Tal, das sich milde und rötlich verfärbt. Vater, Mutter, Kinder und Gesinde ziehen in die Weinberge, und die warmen Gebreite atmen den Duft reifender Früchte und Trauben. Da wird in den Tag, in die Nacht hinein geerntet und gekeltert und zum Käse, den man an offenen Feuern schmilzt, der Wein getrunken. Dann mag es sich etwa begeben, dass der Walliser, den der Wein heiter, selten aber schwer macht, auch dem Fremden sich öffnet, und dieser erstaunt in sein aufgeschlossenes, gemütreiches, welterfahrenes und kluges Wesen blickt und Freundschaften schliesst, welche die Stunden des Bacchus überdauern.

*

Wenn du, ein Fremder, zum erstenmal das Wallis besuchst, lasse dir raten und betritt es über die Furka! Als würde vor dir ein Wunderschrein aufgeschlagen, blickst du hinein in das Tal. Da stehst du nun droben zwischen Himmel und Erde, und ein Gefühl überkommt dich, als schwebtest du im Raume: du vernimmst den Gesang der Sphäre. Wie eine symphonische Melodie steigen aus dem grünen Bande der Erde die fernen Berge und Spitzen zum Himmel hinauf. Dort ist das Matterhorn, dort das Weisshorn, hier die Jungfrau, der Mönch und der Eiger, drüben das Finsteraarhorn, und dann packt dich der Taumel dieser singenden, klingenden Welt und du eilst hinab. Vorüber geht es an blühenden Feldern von Alpenrosen und duftenden Alpen, vorüber am Absturz des Glet-

schers, hinab zu der unbändigen Rhone durch Schlucht und Tannenforst in die sonntägliche Feierlichkeit des grünenden, mattenreichen Goms. Aber es gibt nun keinen Halt mehr, die Flucht und der Raum des Tales reissen dich immer weiter fort. Graues Gemäuer der Städtchen baut sich auf; im Talgrund, an den Bergelehnen hinauf liegen die braunen Dörfchen und Hütten hingestreut, und an der langen Zeile der Strasse, begleitet vom schäumenden Fluss, reiht sich die Allee der Pappeln wie Siegessäulen. Doch die Berge rücken nicht ab, wie die Schale umhalten sie alles, eine Schale, die von Sonne, Bläue, Licht und sprühender Farbe überwallt. Aber schliesslich stehst du dann doch am anmutigen Gestade des Genfersees und blickst vor seiner süssen Lieblichkeit sehnsüchtig nochmals zurück in den strengen, herben Ernst des Tales, angetan von einer Feierlichkeit, die gerade kaum düster ist. Aber noch hast du nicht alles gesehen. Da sind noch die Heimlichkeiten der Seitentäler. Da sind noch die brausenden Gletscherbäche, die Alpen, glühend im Abendlicht, die Wälder der Lärchen und Tannen, der blühende Chor aus Soldanelle, Enzian, Veilchen und Edelweiss. Da steht noch die kleine, weisse Kapelle auf hohem Balkon, da liegt noch der Schwarzsee träumend wie ein Auge unter dem Himmel zu Füssen des Matterhorns. Noch hast du nicht in die hohe Welt des Gebirges und Firnes geblickt, noch lag nicht unter dir der strömende mächtige Eisfluss. Noch hat dein Fuss es nicht gespürt, nach der Wanderung auf hartem Fels und Eis zum erstenmal wieder den weichen, nachgiebigen Boden der Grasbüschel zu betreten, an jener Grenze, wo das Lebendige die Erstarrung allmählich löst und in Felsblöcke und Schnee sich langsam hinaufleckt. Und noch hast du die Kraft nicht erprobt und hast nicht gesiegt im Kampf mit dem Berge und stundest noch nicht als Überwinder auf dem Gipfel, wo der eisige Wind an dir reisst, um dich das Gewoge der Berge und Spitzen und der Odem der Welt: denn die Welt, wirklich die ganze Welt, liegt vor dir und sendet ihre Wunder zu dir hinauf.

Indem du, ein Gast, den Pfad hingehst hinterm Gebirgsdorf, das dir zu flüchtigem Aufenthalt Rast gewährt, trägt dir der Wind

einen verlorenen Klang zu. Im Gestühle des Turms wiegt sich die Glocke und der Abendwind hat ihren Klang hingeweht über die Fluren zu dir. Und du stehst wohl besinnend still. Da hast du nun rasch genommen und genossen von der Schönheit dieses Tales und kaum bedacht, dass es andern die Heimat ist. Das reife Feld, es wurde gesät und der Baum gepflanzt, und die Erde ist eine Narbe von Wunden, welche Generationen immer wieder mit dem Pfluge gerissen haben. Die Felder um dich sind vererbt, verteilt worden, und schwer rollt in diesem Geschlechte das trüchtige Blut der Ahnen. Ein wildes, unbändiges Volk hauste in grauen Zeiten in diesem Tale. Die Botschaft vom Kreuze haben sie wohl nur widerwillig vernommen. Dann aber gab es sich, dass römische Legionäre hier die Blutzugenschaft für ihren Glauben ablekten, und das muss schon ein merkwürdiges Schauspiel für die Barbaren gewesen sein, die sich nun langsam dem neuen Glauben bequemen. Dann kam eine Zeit, da Burgen im Lande gebaut wurden. Zu Sitten herrschte der Bischof und teilte sich mit den Baronen in die Macht. Am Genfersee und noch weiter draussen sassen die Herren, denen das Volk pflichtig wurde, und von schwerer Bedrückung und Not geht die Sage. In dieser Zeit geschah es, dass sich die Landleute zusammenschlossen und die Verschworenen in nächtlichen Zusammenkünften einen wilden Brauch übten. Ein roher, mit derben Schlägen zugehauener Stamm wurde aufgerichtet, und wer sich dem Bunde verschwor, der trieb einen Nagel in das Holz. Sobald als die «Mazze» mit Nägeln bedeckt war, brach der Aufruhr los. Das Land war je den Reichen als Schlüssel zu den Übergängen nach Italien wichtig genug. Ein grosser, ertragreicher Handel machte sich über die Pässe. Zölle und Gefälle trugen goldene Schätze ein. Noch heute heisst es, dass die Herren von Stockalper zu Brig, denen der Simplonpass gehörte, von Lyon bis Mailand in ihren eigenen Häusern nächtigten, wenn sie nach Italien zogen, und dass ihre Pferde mit Silber beschirrt waren.

Das erfuhren die Walliser auch zur Zeit der Franzosenkriege, als Napoleon den Kanton von Helvetien abtrennte und zu seinem Vasallenreich machte. Allein, ein Knecht ist der Walliser trotz alle-

dem nie geworden, und er darf mit Stolz sagen, dass er durch alle Jahrhunderte hindurch den Brauch der Väter gehalten hat, in den Zehnten zusammenzutreten und über das allgemeine Wohl zu beraten und zu beschliessen. Und so kam man denn bald nach dem Sturze des Kaisers wieder zusammen und gab sich eine neue, freiheitliche Verfassung.

*

Wieder blickst du nun hin auf die Fluren und mit neuem Sinn. Der Segen der Arbeit liegt auf ihnen, und im Raume des Tales ruht die Heiligkeit des Werktags. Auf den sparsam ausgemessenen Feldern arbeitet der Bauer, auf den Alpen weidet geruhig das Vieh. In den Weinbergen reift die Traube, der Schnitter mäht das Gras vom kleinen Wiesengrund überm Fels und der Landmann leitet die befruchtenden Wasser vom Gletscher über die Abgründe den heimatlichen Matten zu. Im Tal surrt die Maschine und die geschwellte Kraft der Gebirgsbäche treibt die Räder. Doch der Hände sind mehr als der Arbeit, der Boden ist karg und gibt mühsam. Es sind immer zu viele, die ihre Arbeit in die Fremde verdingen müssen, und zu vielen ist, was hier vor dir liegt, der verlorene, sehnsüchtig gesuchte Boden.

So wandelt sich dir schliesslich der Anblick des Tales: aus dem Bilde der Landschaft rückt das innigere der Heimat heraus und aus dem Begriffe des Volkes wird der tiefere des Schicksals.

ERINNERUNGEN AN ROM

(Aus «Schweizer Rundschau», 25. Jahrgang 1925/26)

Als ich die Stadt verliess und der Zug durch die schweigende Nacht in die Campagna hinausrollte, war mir, als ob ich ein Leben hinter mir liesse. Und ich weiss es noch heute: In der Freude und im Schmerz dieses Daseins wird die Sehnsucht nach dieser Stadt stets mit mir wandern. Aus andern Städten zieht man, wie man gekommen ist, von Rom geht man als ein anderer weg. Andere Städte verlässt man. Von Rom nimmt man Abschied. Goethe hat es bekannt, dass er nie mehr eine ganz glückliche Stunde hatte, seitdem er den Ponte Molle überschritt. —

Wie in einer traumhaften Ferne liegt diese Stadt nun hinter mir, ein Inbegriff an Grösse und Herrlichkeit. Ein namenloses Glück ward dem beschieden, der sie gesehen hat, die Ewige Stadt. Von der Erinnerung verschönt und verklärt, steigen ihre reichen Wunder heute noch ins Erhabene und Grosse empor.

Und doch —. Man wird entspannt und befreiter, wenn man zurückblicken kann. Indem man sich von dieser Stadt entfernt, wächst ein Gefühl der Beruhigung. Allzu machtvoll und stark spricht ihr Genius auf uns ein; es ist, als ob ein Druck auf der Seele laste, wenn man sich staunend in dieser Welt ergeht und an Werken vorüberwandert, an deren Betrachtung man Jahre verwenden möchte. Vielleicht ermüdet nichts so rasch als das Staunen. Und das Staunen ist es, das einen zuerst und vollständig beherrscht. Erst nach Tagen steigt eine Ahnung von dieser Stadt in einem auf,

und erst nach Monaten wird man sich in ihr lässig zurechtfinden. Wenn man aus dem Norden kommt, ist man nicht wohl vorbereitet auf die Feierlichkeit dieser Kirchen und Plätze, auf diese einzige und unerhörte Versammlung an Bauten, Denkmälern und Bildwerken, auf diese offene, heitere und breite Entfaltung des Lebens. Nur schwer und mühsam gewinnt man ein Verhältnis zu all diesen Dingen.

Es ist wohl am ehesten die Natur, die zuerst mit dem Wohl laut einer unendlich zauberischen und holden Sprache am eindrucklichsten in unsere Seele spricht und sich stets wieder siegreich behauptet. Berückend dieses helle Leuchten, das über allem ruht! Aus der Kuppel des Himmels fließt das Licht unverstellt und ungehemmt in seligen Strömen hernieder, wogt hell und heiter hin und wieder, besonnt Strassen, Plätze, Kirchen und Paläste und flutet in einem rauschenden, jauchzenden, rhythmischen Wogen in die Landschaft hinaus. In nordischen Breiten bricht das Licht, auch mitten im Sommer, ewig gedämpft aus einem in Dunst und Nebel stets verhängten Himmel — hier erst ist das Licht wirklich licht. Hier erst fühlt man die Erquickung des warmen, belebenden Sonnenstrahls. Man erlebe etwa einen Sonnenuntergang, von der Terrasse des Pincio oder von der Anhöhe in Frascati, wenn die Sonne ihre Strahlen flach durch den klaren Raum sendet, das Licht sich tausendfältig in sich selbst bricht, eine himmlische Symphonie an Farben erklingt, das Leuchten wie eine süsse Melodie auf fernen Hügeln, Bergen und Städten liegt und der Äther in diesem Taumel von Licht, Farbe und Strahlen zu tönen beginnt. Man erinnert sich dann der ahnungsvollen, dunklen Schwermut unserer Abende, wo der Glanz des Tages im Dämmer umschatteter Täler und Höhen langsam erstirbt.

Und unter dem Aspekt dieses Himmels wächst fremd und zauberartig eine reiche, verschwenderische und üppige Welt an Pflanzen ins Licht hinauf. Dunkles Grün steigt schattenhaft auf; saftig schwellende grüne Kronen schweben über der Erde; begrüntes hellschimmerndes silbernes Laub wiegt sich in der Luft; grüne gespreizte Blätter greifen wie Hände hinaus, aus der Erde

schiessen Sträucher, Blumen, Blüten —. Die Bäume heben sich, klar gegliedert, in festen und bestimmten Umrissen ab. Herrlich allein schon die strenge Architektur der Zypressen. Was sich aber am Boden erhebt, das wächst, spriesst, sprosst, kriecht, steigt empor und fällt nieder in einer reichen, geordneten Wildnis. In den heitern Rhythmus dieser Landschaft fügt sich, was die Hand des Menschen erbaut hat und was sich an Leben abspielt, aufs schönste ein. Beglückend ist dieser Einklang, eine Wonne dieses Verweben und Hineinweben der Dinge in das Bild der Landschaft.

Ich habe an Ostern den Gottesdienst in der Benediktinerkirche Sant' Anselmo auf dem Aventin besucht. Ein lichter Morgen breitete sich aus. Der Weg führte vorüber am Kolosseum, am Bogen des Konstantin, zu Füßen des Palatinischen Hügels entlang. Eine grüne und blühende Wildnis ist aus dem Gemäuer der kaiserlichen Paläste gebrochen. Man sieht den Barockbau der Kirche S. Gregorio Magno — an der Stelle, wo Gregor der Grosse im Kloster lebte. Man blickt in die Auen, in denen die Caracallathermen liegen, wandert eine schmale Strasse hinan, vorüber an alten Basiliken. In einer liegt ein deutscher Ritter begraben, der im Jahre 1312 mit König Heinrich VII. nach Rom zog. Auf der Höhe des Aventin empfängt einen das hohe Walten des Frühlings. Süsse Düfte von Blumen und Blüten steigen in die goldene Kuppel des Himmels hinauf; das Licht der Sonne rieselt wie goldener Regen hernieder. Die Welt ist ahnungsvoll erfüllt von Wachsen und Werden und himmlischem Wirken. Ja, man feiert heute die Auferstehung des Herrn. Kirche und Kloster der Benediktinerabtei Sant' Anselmo sind in dunkelrotem Stein aufgeführt. Die Kirche ist im Basilikastile erbaut. Man tritt durch die Pforte ein. Geweihte Stille und Ruhe. Man naht sich auf einem Wege zwischen dunklen, schweigsam ernsten Zypressen dem Vorhof und kleinen Klostergang vor der Kirche. Von selbst senkt sich das Auge auf diesem Pilgerweg. Im Hofe vor der Kirche drängt durch den nach aussen offenen Kreuzgang nochmals der Frühling herein, und seine belebende Wärme, die holde, süsse Düfte trägt, mischt sich mit der Kühle der schattigen Bogengänge. Aus Wasserbecken steigt ein

sanfter Strahl auf und sinkt in leisem Fall in sich gebrochen wieder zum Wasser nieder. Und nun trete ich ein in das Haus des Herrn; aufs erhabenste und würdigste wird die heilige Handlung nach streng liturgischer Vorschrift gefeiert. Wenn ich auf die ernstesten, schwarzgewandeten Mönche sehe, ihren Wechselgesang im Sinne der heiligen Handlung höre und hin zum Altare blicke, so werde ich selber auf eine noch neue und nie empfundene Weise Mitschauender und Mitopfernder, und ein Frühling senkt sich ins Herz, hinreissender und erfüllender noch als der Frühling, der draussen am Werke ist. Ja, wahrhaftig, der Heiland ist erstanden. — Als ich hinaustrat, war der Tag in seiner vollen Glorie. Ich blickte durch das berühmte Schlüsselloch der Malteservilla hinüber zum Petersdom und zum Vatikan, wo die herrlich gewölbte Kuppel liegt, umrahmt von der grünen Laube des Maltesergartens.

*

Bei kürzerem Aufenthalt stellt sich von dieser Stadt kaum ein einheitlicher, ganzer Eindruck ein. Das erschwert die Orientierung, sei es auch nur die topographische. Vielleicht entbehrt die Stadt überhaupt dessen, was man als Stadtgeist bezeichnen kann, und bietet überhaupt kein eigenes festes Bild. Das mag an diesem kosmischen Nacheinander und an diesem grossartigen Ineinanderfolgen liegen. Was man hier sieht und erlebt, ist ja die Geschichte der Menschheit überhaupt, und zwar die Historie in ihren größten Aspekten. Allerorten tritt ein Gewesenes riesengross und schattenhaft in die Gegenwart, und dieses Aufklingen eines versunkenen Lebens wirkt so ungeheuer, daß die Gegenwart dagegen fast klein erscheint. Man schwenkt etwa vom Corso Vittorio Emanuele ab und sieht sich, aus dem Lärm eines grosstädtischen Strassenverkehrs plötzlich entlassen, in einem Gewirr von kleinen Strassen, Gässchen und Plätzen, die besonders nachts einen unheimlichen Zauber ausüben. Man wandert durch schweigende dunkle Gassen, an den Fronten hoher Paläste vorüber, hinter deren stummen, verschlossenen Fassaden das Ungeheure zu wachsen scheint. Aus einer Nebengasse flackert ein düsterer Schein, und man sieht

sich plötzlich einem Marienbild gegenüber, vom Licht der Weihkerzen schattenhaft beleuchtet. Was mag in diesen Gassen alles vorgegangen sein! Man würde sich weniger wundern, wenn ein Trupp Gepanzerter einherkäme, als wenn man, um die nächste Ecke bieugend, mit Verwunderung plötzlich wieder im Strom eines grosstädtischen Lebens sich befindet und der Spektakel eines grossstädtischen Verkehrs vor einem sich entfaltet.

Wenn man sich denkt, dass in dieser Stadt geherrscht wurde und noch geherrscht wird, so spürt man am ehesten das gewaltige Herrschen der Päpste. Kaum stellt sich aber das Gefühl ein, daß man in der Hauptstadt eines Großstaates ist, dass man in der Hauptstadt des Landes sich befindet, dass ein Hof hier residiert. Das Leben des Hofes und des Staates scheint sich inoffiziell und hinter Kulissen abzuwickeln. Dafür spürt man aber und spürt es sogar als Fremder deutlich (und gerne!), wie ein grosser Zug in dieses Volk gekommen ist, wie eine Erweckung der noch so jugendlichen Kräfte dieses Volkes stattfand und der Aufruf an die Nation einen weiten Widerhall fand. Eine Spannkraft und ein Elan sind am Werke, die mitreissend wirken und jeder Erschlaffung und Undisziplinierung feind scheinen. Der Geist dieser neuen Italianität wird in zahlreich kursierenden Anekdoten ausgemünzt, von denen man auch dem Fremden nicht ungern Kunde gibt. Aber dieser Stolz auf Staat und Nation wirkt, auch wo er fast ekstatisch auftritt, nie gemein oder gar devot, sondern als eine ganz natürliche Erhebung, die gefordert und freudig dargegeben werden darf. Dem Italiener scheint nichts so fremd zu sein wie die Staatsvergötzung und die blinde Ehrfurcht vor Uniform und Livree. Vielleicht fühlt man sich gerade deshalb in Italien so frei.

Wer in Rom eine Grosstadt modernen Gepräges zu finden hofft, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Rom fehlt die Dynamik der modernen Grosstadt. Schon dieses behagliche Sich-Ergehen, Wandern und Flanieren des Italieners passt nicht in den Rhythmus eines grosstädtischen Verkehrs. Die Bewegung, welche die Strassen durchzieht, gleicht nicht einem schnellen Dahinströmen, sondern ist ein Wandern mit Stockungen, Pausen, Anhalten und

Weiterwandern. Es fehlt an grossen, breiten und durchgehenden Strassenzügen, die in weite, geräumige Plätze münden, an grossen Brücken und Kaien mit weiten Blicken und Perspektiven. Es ist ja bezeichnend, dass ein Bau wie der Tunnel, der sich unter dem Quirinal mehrere hundert Meter hinzieht und den Verkehr der Strassen unter einem Hügel hindurch aufnimmt, klein und unbedeutend erscheint. Man stelle sich vor, wie diese Untertunnelung eines Hügels — unter einem Königsschlosse hindurch! — etwa in Paris oder London wirken würde! Es fehlen riesige Warenhäuser modernen Stiles, mit einer phantastischen und gewaltigen Aufstapelung an Waren, die riesige Menschenmassen mit dem aufdringlichen Geschrei moderner Reklame in sich hineinziehen; was man sieht, sind kleine freundliche Läden, einladend, vor ihren Fenstern zu stehen und einzutreten. Man könnte sich alles, was der Stadt die Prägung einer grossen Stadt gibt, wegdenken und würde keinen wesentlichen Zug vermissen. Ja, man mag sich vorstellen, dass Rom, zu Goethes Zeiten etwa, noch bedeutender und grösser wirkte, als es noch kleinstädtisch war.

*

Von allen Plätzen hat der Platz auf dem Kapitol den grössten Eindruck auf mich gemacht. Gewiss, der Anblick des Platzes vor St. Peter ist, als introitus zur Peterskirche, ein gewaltiger, und das Auge irrt, immer wieder gefangengenommen, auf diesem weiten Plan umher, den Kolonnaden entlang zu der Fassade des Domes von St. Peter. Aber man ahnt die Kniffe, mit denen ein Talent der Perspektive das alles grossartig arrangiert hat. Die Maße scheinen so gross, dass die Fläche kaum mehr als Platz wirkt. Tagsüber sieht man die Menschen über den weiten Plan sich bewegen, in Grüppchen und Zügeln aufgelockert, aber nie mit der Platz-Individualität zu einem Ganzen verschmolzen, weil der Platz eigentlich immer *fast* leer erscheint. Darum wirkt dieser immense Platz eigentlich erst grandios nachts, wenn er wirklich leer ist oder in der kaum fassbaren Vorstellung, dass der ganze Platz von *einer* ungeheuren Menschenwooge erfüllt wäre und die Kolonnaden eine

ganze Armee umschlössen. Freilich, was muss dann das für ein Schauplatz sein! Und Welch ein Chorus vor der Peterskirche! — Aber der Kapitolinische Platz ist doch grösser und immer von derselben herrlichen Bewegung erfüllt. Unvergessbar, wenn man die Treppe hinansteigend auf das Kapitol zutritt. Diese wundervolle, edle Gliederung des Platzes, diese erhabene und bei allem Ernst doch festliche Feierlichkeit! Diese den ganzen Platz beherrschende Gebärde Mark Aurels, der, auf dem schreitenden Ross sitzend, die Rechte in würdiger Haltung erhebt. Wenn irgendwo, so wird man hier der Grösse und des Ruhmes von Rom bewusst. Und es deucht uns kein Wunder, dass Gibbon an dieser Stelle erwog, die Grösse und den Niedergang Roms niederzuschreiben. —

Ein besonders feines und anspruchsvolles Empfinden scheint der Italiener für die Freitreppe zu haben. Rührt dies daher, dass ihm die Schönheit des Schreitens und Gehens ein selbstverständliches Gebot erscheint, das auch in der Bewegung des Empor- und Niedersteigens nicht missachtet werden darf? Wie dem nun sei: die Treppe ist nicht nur ein Mittel zur Überwindung von Niveauunterschieden, sondern auch eine reizvolle Zäsur im Vorwärtsgen, ein schöner Stillstand und eine wundervolle Gelegenheit am Wege, die das Strassenleben neu und malerisch ordnet. Man klimmt die in breiten Stufen und Absätzen hinansteigende Treppe nicht hinauf, sondern schreitet hinan. Die Treppe bietet stets ein besonderes Interieur im Freien, frei und glücklich in die Natur und das umgebende Bauwerk hineingestellt. Ein besonders anziehendes Beispiel bietet die Scala di Spagna, die von der Piazza di Spagna zu Trinità de' Monti hinansteigt. Oben, als Hintergrund und schöner Abschluss die Kirche Trinità de' Monti mit dem Obelisken, unten die Treppe in breiter Ausladung fast feierlich sich hinaufschwingend und rechts und links hinter vortretenden Terrassen in breiter, ruhiger Biegung hinaufsteigend. An ihren Stufen sammelt sich ein buntes Bild: die Stände der Blumenverkäufer.



Was soll man nun lange von den Kunstwerken dieser Stadt berichten! Man durchwandert die Strassen, Plätze, Museen und Galerien, wandert Stunde um Stunde in den Sälen des Vatikans herum, sieht Schätze, deren einer den Ruhm einer Stadt ausmachen würde, und gerät schliesslich in den Zustand einer dumpfen Betäubung. Zu viel! Und zu stark ist der Eindruck! Man strebt schliesslich immer wieder hinaus ins Freie, beinahe froh, diesem Ansturm entronnen zu sein. Was sich endlich einstellt, ist der Eindruck eines durch Generationen hindurch unverminderten Sammeleifers und eines ungeheuren gigantischen Wollens, das die Schätze eines ganzen Erdballes in Jahrhunderten zusammentrug und von der Kunst die höchsten und letzten Tribute forderte. Wieder ist es das Herrschen der Päpste, das hier nicht nur das Ausserordentliche, sondern geradezu das Ausserordentlichste geleistet hat.

Greift man aber einzelnes heraus, so ist immer wieder die Begegnung mit Michelangelo das erschütterndste Erlebnis. Man weiss es nun: Er steht ausser der Ordnung aller Dinge, ein Einsamer und Einziger zwischen Himmel und Erde, unbegreifbar und kaum erahnbar. Ein Titan und ein Genius. Ein Mensch. Mit einem menschlichen Dasein. Mit Trauer und Freude, mit Glück und Unglück, mit Tränen und Lachen, mit einem hinfälligen vergänglichen Leib. Aber mit einem Geist, der Himmel und Erde durchdrang und eine Welt in sich barg, auf dessen Stirn schon hienieden ein Strahl der Ewigkeit und des Göttlichen fiel. Und die Werke, die seine Hand schuf, sie weilen noch unter uns —. Es wird den ewigen Ruhm der Kirche und ihrer Päpste ausmachen, dass er in ihren Dienst trat, und es ist ergreifend, zu wissen, dass dieser Baumeister der Peterskirche den Bau der Kirche, die sich über dem Grabe des Apostels Petrus, des ersten Papstes, wölbt, entwarf, leitete — und jeden Lohn ausschlug. *Ad majorem dei gloriam.*

Man wird die Sixtina nie ohne einen Schauer der Ehrfurcht betreten. Das Auge schweift der Decke entlang, über diese gewaltige Verschlingung der Leiber, hinüber zum Jüngsten Gericht mit diesem unaufhaltsamen Sturz. — Weichet von mir, ihr Verdammten! Hier ersterben die Worte auf den Lippen. Man fühlt den

titanischen Willen heute noch herrschen, der dies alles wider alle Not und Entbehrung schuf. Der Raum ist unwittert von der Dämonie der Stunden, in denen ein Genie, das Letzte erschauend, etwas Einziges und Einmaliges hervorbrachte. Und gerade hier, im Anblick des Sündenfalles der Menschen und der Verworfenen, aber auch vor dem Werk eines ganz reinen und höchsten menschlichen Geistes, wird Spittlers prometheisches Wort zum Erlebnis: «Wie ist der Mensch so gross! Wie ist die Welt so klein!»

✱

Ich bin mit einer gewissen Liebe immer wieder den Stationen des frühen Christentums nachgegangen. Innige Rührung und wundersame Zartheit umschweben diese Stätten. Man kann es noch heute erkennen, wie die ersten Christen aus dem Proletariat der römischen Grosstadt hervorgegangen sind, und dass ihre Gemeinde die Gemeinde der Armen, Mühseligen und Beladenen war. Die Armut war ihre Auszeichnung. Als Arme und Verworfenen haben sie sich angesiedelt, irgendwo, an der Peripherie der Stadt; klein, bescheiden und geduckt, mit der Verschämtheit des Armen, der nicht auffallen, nicht gesehen werden will. Draussen, bei den Caracalla-Thermen steht die kleine Basilika, die den Märtyrern Achilleus und Nereus geweiht ist. Gegenüber die gewaltigen Überreste eines mondänen, antiken Bades, mit Bädern für kalte, lauwarne und heisse Waschungen, Schwitzbädern, Bibliotheken, Lesesälen, Vortragssälen, Gartenanlagen, Spielanlagen. Es bot Platz für Tausende. Heute noch ragen riesenhafte Pfeiler, mächtige Bogen und Wölbungen hinauf. Das Kirchlein drüben wirkt gegen diese zyklisch aufgetürmten Steinmassen unansehnlich, klein und verschwindend, dass man lächeln möchte. Das Türmchen ist nieder und wagt sich kaum in die Höhe. Der ganze Bau dicht zusammengedrängt, der innere Raum klein. Man war ja eine kleine Gemeinde und wollte als Ausgeschlossene und Verdrängte dicht beisammen sein. Im Innern die Einrichtungen altchristlichen Kultes: Bischofsstuhl (eine Inschrift meldet, dass hier Papst Gregor gepredigt habe), Chorschranken, Ambonen. An den Wänden das

Martyrologium, Bilder, in einer krassen und naiven Malweise, alle Martyrien darstellend, die ein diabolischer Geist erfinden kann: Leiber werden zerstoehen, geschunden, zersägt, zerfleischt. Alle Schrecknisse der Hölle scheinen losgelassen zu sein. Man beginnt hier zu ahnen, was der ersten Christengemeinde die Blutzeugenschaft für den Glauben bedeutet hat. Welch ein Schauspiel muss das für die antike Welt gewesen sein, diese Gemeinde, dieses Häufchen enterbter, durch die Arbeit gekrümmter, verschwitzter Mietlinge, die, trotz schärfster Verfolgung, trotz aller Verachtung, nicht schwand, sich ausbreitete, wuchs, zunahm, die höhern Stände an sich zog. — Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen — non superabunt, non superabunt.

Ich bin dann in die Katakomben hinausgegangen. Sie liegen dicht neben der grossartigen römischen Gräberstrasse, der Via Appia. So unmittelbar aus der Antike sind diese ersten Christen hervorgegangen, dass sie ihre Toten dicht neben dem grossen Friedhof der urbs Romana begruben. Man durchwandert lange, lange Gänge, in denen übereinandergeordnet Grab neben Grab liegt. Man geht nur durch einen Hauptgang. Er wird immer wieder gekreuzt von andern Gängen. Aber es gibt verschiedene Stockwerke von solchen Gängen, ein erstes Stockwerk, ein zweites, ein drittes, viertes. Weil die Verfolger bisweilen in diese Grabstätte eindrangten, haben sie die Symbole ihres Glaubens auf eine verhüllte Art in die Wände gegraben; das Kreuz in Form eines Ankers, der Fisch bedeutet Christus. Aber es ist eigentlich keine Grabstätte; nicht Tote begruben sie hier, Samenkörner wurden hier in die Erde gelegt.

Es sind noch Spuren altrömischer Häuser zu sehen, oft nur noch die einer Wölbung, einer schön kassettierten Decke, einem Christen höheren Standes gehörend, in denen sich die Christengemeinde versammelte. Vielleicht weilte unter diesem Dache, das sich heute noch über unsern Häupten wölbt, Petrus, vielleicht hat Paulus in diesem Raum seine gewaltigen Predigten gehalten. Die neue Religion dehnte sich also aus?! Die Proleten fanden eine Heimstätte in den Häusern der Vornehmen und Reichen! — Dann

kam der Sieg Konstantins an der Milvischen Brücke. Das bisher kryptogame Christentum wird öffentlich geduldet, wird zu einer von Staats wegen anerkannten Religion. Die Türme der Basiliken werden höher und freier, die Basiliken selber geräumiger, würdiger, geschmückter und reicher. Aber man sieht der Bauweise dieser Kirchen die tiefe, nach innen gekehrte Frömmigkeit der ersten Christengemeinde noch an, und wenn ich ihre Vorhallen betrete, die zur Einkehr und Sammlung zwingen, so weiss ich, ich trete hin zum Altare des Herrn.

Man zählt 1925, ein heiliges Jahr. An der Stelle des Neronischen Zirkus stehen Peterskirche und Vatikan. Im Vatikan ist eine Missionsausstellung — man braucht einen halben Tag, um sie flüchtig zu besichtigen. Ein halber Erdball ist hier zusammengetragen. Kostbare Elfenbeinschnitzereien, welche Jahre an mühsamer Arbeit erforderten, kostbare Webereien, Holzarbeiten, Bücher, Götzenbilder, ein Kajak aus Grönland, Schmucksachen der Indianer, Bilder, Gerätschaften, Kleider, Modelle von Kirchen, Häusern, statistische Tabellen, eine hygienische Ausstellung, eine medizinische Ausstellung, ein Saal mit dem Martyrologium der Missionare. In einer Ecke steht eine vergessene Kiste aus Japan mit der Aufschrift: An Seine Heiligkeit Pius XI. Alles eine unnennbare Arbeit. Und alles nur die Arbeit der Missionen. Daneben gibt es noch den Vatikan mit Palästen, 22 Höfen, Sälen, Zimmern (es sollen weit über tausend sein), Gärten, Bibliotheken, Museen. Und schliesslich die Peterskirche. In der Peterskirche ist am Eingang die Porphyrlatte eingelassen, auf der Kaiser und Könige von den Päpsten gekrönt wurden, Karl der Grosse kniete noch auf dieser Platte. — Und über der Peterskirche schwebt die Kuppel, wie eine Himmelslocke — von Michelangelo. Der orbis terrarum ist überwunden, er brachte hier seine Tribute dar. Die Kirche hat gesiegt.

In der Peterskirche befindet sich, im linken Seitenschiff, von den wenigsten beachtet, eine Grabstätte. Hier wird jeder Papst begraben, bevor er in sein eigenes Grab kommt. Das Grab ist jetzt leer; es erwartet den regierenden Papst. — Auch er ist ein sterblicher Mensch. Ob wohl ein Papst einen verstohlenen Blick nach

dieser Ecke wirft, wo sein offenes Grab, der Beute gewiss, auf ihn lauert, wenn er in seiner Peterskirche über den Häuptern der Menge schwebt, die ihn enthusiastisch bejubelt? Wie lange noch?

*

Ich weiss nicht, ob man jemals das Auge auf die wahren Grössenverhältnisse der Peterskirche einstellen kann und die richtige Empfindung für die Immensität dieses Raumes bekommt. Immer wieder muss man sich Maße vorhalten, Vergleiche anstellen — und spürt, dass diese Hilfsmittel doch alle versagen. Man weiss, dass die Länge der Kirche so gross ist wie der Durchmesser des Kolosseums. Säule und Pfeiler sind Türme. Die Inschriften sind meterhoch. In diesem Raum können sich 80 000 Menschen versammeln. Kirchen, Dörfer hätten hier Platz. Als am Karsamstag von der Loggia der heiligen Veronika aus dem Volke die Reliquien gezeigt wurden, schien der Priester aus schwindelnder Höhe auf die Scharen herabzublicken. Eine Raumempfindung stellt sich eigentlich erst ein in der Dämmerung, wenn die Details verschwinden. Dann beginnt die Kirche ins Ungeheure zu wachsen, und das Auge taumelt, in dieser Weite irrend, haltlos umher und hinauf in unermessliche Höhen, wo aus der Ferne im Dunkel die goldene Decke sich wölbt. Ist dies das Gebilde eines Domes, das man im Traume erschaut? Baut sich ein phantastisches Schemen vor uns auf? Ich weiss es nicht. Ich weiss nur, dass ich hilflos und klein in diesem Raume gestanden bin.

Am Sonntag nach Ostern entfaltete St. Peter die ganze Pracht einer Kirche und eines Palastes. Eine Feier zum Preise eines Seligen, eine Seligsprechung fand statt. Die Rüstungen auf dieses Fest waren lange vorher in Angriff genommen worden, tagelang sah man Arbeiter auf den Gesimsen hantieren, an Seilen und Leitern auf und nieder schweben. Abends, halb sechs Uhr, sollte der feierliche Einzug des Heiligen Vaters erfolgen. Schon nach zwei Uhr harrte die Menge vor verschiedenen Eingängen zu St. Peter. Um vier Uhr öffneten sich die Pforten, und es ergoss sich die Masse des Volkes in das riesige Bassin der Kirche — um darin zu ver-

schwinden. Erst allmählich begann sich die Kirche zu füllen. Währenddessen bewegte sich in dem durch Schranken frei gehaltenen Mittelgang der Aufzug der höhern Würdenträger: Bischöfe, Diplomaten, Malteserritter in schwarzer, altspanischer Tracht, römischer Adel — sie verschwanden alle in der Tribuna, hinten in der Kirche. Die päpstliche Palastwache marschiert auf — noch in alter französischer Uniform — sie bildet zu beiden Seiten des Hauptganges Spalier. Die Schweizer, in Helm und mit Hellebarde, im geschlitzten bauschigen Wams, halten Wache.

Die Fenster sind durch grosse Vorhänge abgedämpft, so dass ein dunkler Dämmer herrscht. Da werden die Lichter entbrannt, und das Transparent des Seligen im Rundfenster über der Cathedra Petri wird erleuchtet. Ein Meer flammt auf, ein leuchtender Strom bricht hervor. Tausende und Tausende von Lichtern sind entzündet. In Glaslüstern hängen sie nieder. Sie schweben in leuchtenden Reigen um das Bild des Seligen über dem Stuhle Petri, steigen und sinken in glänzenden, lichten Flören auf und nieder, hängen in goldenen, strahlenden Ketten herab, scheinen sich zu verschlingen, zu tanzen und zu gleiten und spiegeln sich im festlich glänzenden weissen Marmor. Die Dunkelheit ist entwichen, das Licht herrscht und durchzieht in seligen Chören den Raum.

Eine freudig erregte Spannung beherrscht die Menge des Volkes. Aus dem Mittelfenster des Konsistoriumssaales über der Vorhalle der Kirche schmettern Posaunenstösse: der päpstliche Zug erscheint, weit hinten in der Kirche. Und nun bricht es los von hinten her: Jubel, Händeklatschen, Rufe, Taschentücher werden geschwenkt. Die Brandung des Jubels schwillt an, je mehr sich der Zug nähert. Man sieht von ferne die Gestalt des Heiligen Vaters zu Häupten des Volkes hingetragen. Päpstliche Kammerdiener schreiten voran, das Gefolge, der Papst naht, umgeben von seinen Kardinälen. Für Augenblicke sieht man in ein gütiges, würdiges Gesicht, es könnte das Gesicht eines Gelehrten sein: die hohe Stirn edel nach hinten gewölbt, die Nase stark hervortretend über der feinen Schwingung des Mundes, durch die goldene Brille blicken grosse, gütige Augen hernieder. Es ist die Begegnung mit dem

durchaus auf das Geistige eingestellten Manne, stark in der Disziplin des Denkens und gross in der Macht des Gedankens. Die Hand ist erhoben, sie segnet. Wohin der Zug sich wendet, diese Hand segnet, benedeit, spendet. — Der Zug entschwindet, aus der Ferne tönt himmlische Musik, wie ein Chor der Engel zu hören; die den meisten unsichtbare heilige Funktion beginnt, — endet; der päpstliche Zug verlässt die Kirche, nochmals ein gewaltiges Brausen des Jubels, und die Lichter erlöschen. Die Feier ist zu Ende. Das Dunkel füllt den Raum.

Über diesem mit einer verschwenderischen Pracht errichteten Denkmal, über dieser Schatzkammer, über diesem Triumphmal, über dieser Kirche, erfüllt vom Jubel gläubiger Pilger, ruht die Kuppel, ein anderer Dom. Ein edles und verhaltenes Mass, eine erhabene Ruhe geht aus vom Rhythmus der Säulen und Architrave der Rundung, welche die Kuppel trägt. Reich und sanft strömt das Licht durch die Fenster und füllt den Dom mit einem goldenen Schimmer. Denn darüber wölbt sich, in die Kuppel gemalt, die Hierarchie der Kirche und darüber der Himmel, zu oberst, kaum sichtbar, Gott der Vater. Die ebenmässige, ruhige Wölbung der Kuppel strebt schwebend hinauf und schliesst sich oben in schwindelnder Höhe. Von der Spannung des Gewölbes entbunden, von der Erdenkraft erlöst und von der Schwere des Steines, von der Materie befreit, tönt diese Glocke hinauf, und ich fühle mich, inmitten dieses schwebenden Hymnus, zwischen Himmel und Erde, selber im Grenzenlosen stehend.

Auf ungezählten Stufen geht es von der Kuppel hinab in die Kirche und hinab in die Vatikanischen Grotten, die unterirdische Gruft der Päpste unter der Peterskirche. Welch eine andere Welt als in den lichten Höhen der Kuppel! Schauervoll und dunkel ist es unter dem niedrigen Gewölbe und in dem engen Labyrinth der Gänge. Hier ruhen sie nun begraben, die Päpste! Hier liegt Hadrian IV., Benedikt XV., Pius X. — Unter einer mächtigen Porphyrchale ruht Otto II. Auch eine Frau schlummert hier: Christine von Schweden. Sie war merkwürdig genug, um hier eine Grabstätte zu finden. Manchmal findet man auch Überreste von

Gräbern. Auf einer Platte liest man den Namen von Alexander VI. Eng und dicht schliessen sich die Mauern über dieser Gruft, und die Steine lasten schwer und drückend auf den Gräbern; die Toten, sie werden sich aus dieser versteinerten Umklammerung nimmermehr erheben. Nimmermehr! — Es weht hier kein modriger Geruch, aber ein Hauch der Vergänglichkeit geht doch um diese Grüfte. Die hier ruhen, sie waren und sind gewesen! Wie viele weilten hier unten vor diesen Gräbern — und sind auch hinabgesunken, ach, auch ich und wir alle, die wir hier zwischen diesen steinernen Sarkophagen wandeln und atmen, werden hinabsinken, hingebettet werden wie diese.

Sinnend steigt man wieder in die Kirche hinauf. Man steht wieder vor den Denkmälern der Päpste. Innozenz VIII. hält noch die türkische Lanze; über dem Antlitz Pius' VII. steht noch immer leise, duldende Trauer; Sixtus V. in Santa Maria Maggiore hält noch immer die wuchtigen Hände zum Beten, die sich nur schwer ineinanderfügen. Ich sehe noch die Wappen der Päpste mit den gekreuzten Schlüsseln und der Tiara, überall, wo sie gebaut haben, in Mauern, Wände und Fussböden eingelassen. Die Päpste steigen aus ihren Grüften, sie trotzen der Vergänglichkeit. In dieser Stadt, in der eine beispiellose Vergangenheit aus Trümmern zu uns redet und immer wieder schemenhaft emporsteigt, behauptet sich siegreich und stets gegenwärtig allein die Geschichte des Papsttums. Es ist die Geschichte des christlichen Abendlandes überhaupt. Als die Goten untergingen, gab es einen Papst, als Karl der Grosse starb, herrschte ein Papst, als Amerika entdeckt wurde, war ein Papst, Wallenstein wurde ermordet, und es lebte ein Papst, Friedrich der Grosse lebte und starb, ein Papst überlebte ihn, die Französische Revolution brach aus, Napoleon überzog Europa mit Krieg und der Wiener Kongress fand statt, alles zur Zeit eines Papstes, Bismarck wurde Reichskanzler, Deutschland geeint und Frankreich besiegt unter einem Papste, die Welt erstickte in Blut und Krieg, es wurde Friede geschlossen, und es gab einen Papst. Diese grandiose Folge, durch Generationen, durch Jahrhunderte immer im Dienste des Einen und immer das Werk eines Frühern fortsetzend,

aufwärts und abwärts und wieder aufwärts und immer mit dem gleichen Ziel, ist es, die stets aufs neue zur Bewunderung hinreißt. Und hier scheint die Vergänglichkeit überwunden, das Vergangene der Vergangenheit entrissen, in einem Punkt in der Gegenwart sich zu sammeln und ein Ewiges geworden zu sein.

*

Die letzten Tage meines römischen Aufenthaltes waren dem antiken Rom gewidmet. Von den antiken Skulpturen empfängt man tiefe und nachhaltige Eindrücke. Im Grunde genommen sind es die edleren als diejenigen, die man von der antiken Bauweise erhält. Was von antiken Bauwerken übriggeblieben ist, sind gewaltige Trümmerreste, in denen man die technische Leistung der römischen Architekten und Ingenieure heute noch von ferne ahnt. Sie erregen die Phantasie mit ihren rohen und gigantischen Trümmern, aber nicht mehr das Formempfinden: Der Eindruck ist schwer vergessbar, wenn man vor diesen riesigen Materialmassen steht, die heute nur noch grosse Brüche sind. Mächtige Quader stehen, ungeheure Gewölbe sind aufgebrochen, gewaltige Pfeiler haben getrotzt, es steigen schlanke, gegliederte Säulen auf, von Kapitälern bekrönt. — Eine Weltstadt, eine Welt ist zusammengebrochen. Aus dem Kolosseum hat man Steine weggetragen und ganze Paläste damit gebaut. Das Auge tastet aber noch immer die riesige Rundung des Baues langsam ab. Wenn man zu oberst auf dem Kolosseum steht, wird der Blick wie im Schwindel in das riesige Rund herabgezogen, aus dem die Reihen und Ränge, sich allmählich weitend, aufsteigen und oben weit herumschwingen. Die Kellergewölbe sind aufgebrochen und lauern dunkel in den Tag hinauf. In den Wölbungen und Bogengängen liegen die Schatten. Der Palatinische Hügel ist eine grünende Wildnis, überall ist die Natur gegenwärtig. Grün umspielt die Ruinen, und Ranken hängen hernieder, Wachsen und Blühen umspinnt die Reste und Trümmer. Und die Sonne scheint. Ich gehe meines Weges, und es führt mich ein Weg zur Heimat zurück, — auf die Strasse von Steinen nach Brombach bei Basel. Hier starb, mitten auf der Strasse, am 16. Ok-

tober 1773 die Mutter von Johann Peter Hebel. Der Sohn war dabei. Später schrieb er ein Gedicht, ein Gespräch zwischen Vater und Sohn auf dem Weg von Steinen nach Brombach, ein Gespräch über die Vergänglichkeit. Die Ruine des Röttler Schlosses steht dort am Wege. Der Knabe beginnt und fragt den Vater: Was wird wohl aus meinem Vaterhause werden, wird auch es einst so dastehen wie das Röttler Schloss? «Stoht's denn nid dört, so schudrig wie der Tod im Basler Todtetanz? Es gruset eim, wie länger as me's bschaut. Und üser Huus, es sitzt jo wie ne Chilchli uffem Berg, und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.» Und dann hebt der Alte zu reden an und erzählt dem Jungen vom Werden und Vergehen. Es ist nichts Lehrhaftes dabei, es ist eine kosmische Schau, ein weises Erzählen des Alten, der den Jungen von der Heimat hinweg über die Erde hin und in den Himmel hinauf führt. Man spürt, wie die Dinge kommen und gehen. Das Vaterhaus wird einst zusammenstürzen, das Dorf sinkt ins Grab, und auch die Stadt Basel wird einmal nicht mehr sein. Und schliesslich wird auch die schöne Welt verbrennen, verkohlen und vergehen. Und die Menschen? Am Firmament stehen die Sterne, und über den Sternen steht eine schöne Stadt, «und haltscht di guet, so chunnsch i so ne Stern.

Öbbe fahrsch

au d'Milchstross uf in die verborgeni Stadt,
 und wenn de sitwärts abeluegsch, was siehsch?
es Röttler Schloss! Der Belche stoht verchohlt,
 der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
 und zwische drinn isch Alles use brennt,
 bis tief in Boden abe. D'Wiese het
 ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
 und todtestill, so wit me luegt —»

Und ich blicke nun hin auf Rom, auf diese herrliche Stadt, auf die Peterskuppel, auf die Türme, Kirchen und Paläste. Und was ich sehe, ach, auch dies alles ist ein Röttler Schloss.

Aber ich fühle es — fühle es gerade hier in der Ewigen Stadt, wie dicht Vergänglichkeit und Ewigkeit nebeneinander stehen, und dass, was vergänglich ist, auch bestimmt ist, in ein Höheres und Grösseres einzugehen: in das Ewige. Die Mauern und Türme dieser Stadt mögen einst zusammenbrechen, wie der Palatin zusammengebrochen ist; aber diese Mauern und Türme und was sie alles umschliessen: es sind ja nur die Zeugen des menschlichen Geistes, der, in heisser Sehnsucht dichtend, in dieser Stadt seine Wunder schuf. Der Mensch hat an diesem Ort gewirkt, geherrscht und geschaffen, der Mensch, der selber Teil hat an Unsterblichkeit und Ewigkeit. Und so blicke ich wieder hin auf die mächtige Stadt, die seit Jahrhunderten die Welt beherrschte, mein Blick schweift von Türmen und Kuppeln hinweg und hinauf ins Grenzenlose, aus dem ein goldener Schimmer fällt, hinabfällt aus ewigen, unermesslichen Räumen auf die Ewige Stadt.

Roland Fleiner.



Zentralbibliothek Zürich



ZM02973802

